



Illustrierte Monatschrift aus der Mission der Brüdergemeine.

Sehnter
Jahrgang.

Neue Folge: 5. Jahrgang.

Oktober 1915.

Jährlich Mk. 1.20 einschl. Porto.

— Mut. —

Es wird wenige Männer geben, die da glauben, daß ihnen diese vielgerühmte Tugend fehle. Mutig will eben jeder sein; und wo es nichts kostet, da ist es am Ende auch jeder, und mancher ist's auch da, wo es das Leben gilt. In Augenblicken der Gefahr, in Zeiten des Krieges werden immer solche sein, die ihr Leben nicht für zu teuer achten. Anders aber ist es in den Tagen der Ruhe und anders, wenn der Kleine dem Großen gegenübersteht und die Wahrheit verfechten oder die Wahrheit anerkennen soll. Es wird hierin viel gesündigt in der Familie, im Staat und in der Kirche. Da ist es denn eine ganz besondere Freude, einmal einigen Männern zu begegnen, denen es ernstlich um den Mut zu tun war.

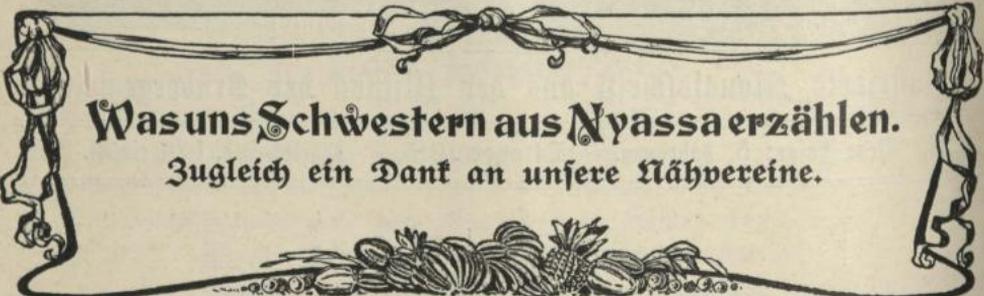
Es war in Preußens schwerster Zeit. Frankreich hatte einen Teil des Reiches unter seine Herrschaft gebracht und zwang Friedrich Wilhelm III. und die unvergeßliche Königin Luise zur Flucht. In Königsberg wohnten sie einem Gottes-

dienste bei, in dem der Pfarrer Borowski die Predigt hielt. Was wird er in dieser ernstesten Stunde sagen? Ernste Gedanken zogen durch seine Seele. Soll er vor dem Könige aussprechen, was ihm zur Gewissenssache geworden war? Die Stunde kam. Borowski stieg auf die Kanzel und sagte alles, was ihm gegeben war, ruhig aber bestimmt. Nach den Mitteilungen von Hofprediger Strauß sagt ein Augen- und Ohrenzeuge: „Wir knirschten mit den Zähnen, als wir es hörten.“ Was hatte er denn gepredigt? Das wars: „Wenn Gott in der bloßen Gerechtigkeit über Preußen richten wollte, so würde kein Stein auf dem andern bleiben.“ Das waren ernste Wahrheiten. Es gehörte Mut dazu, sie auszusprechen. Und was sagte der König? Der König umarmte den mutigen Mann und nahm ihn mit in sein Zimmer auf mehrere Stunden, nachdem ihm die Königin unter Tränen die Hände gereicht hatte. Welcher Mut war größer, der des Königs oder der des Pfarrers?

Wo man die Wahrheit mit Mut sagt und die Wahrheit mit Mut hört, da ist Hoffnung, da ist die Zukunft. Heutzutage will jeder ermahnen, aber es ist keiner, der sich will ermahnen lassen. Kein Stand hat den Mut, ernste Wahrheiten hinzunehmen, nicht einmal vom Worte Gottes. Wir nicht also:

Du magst Gewalt haben, du magst der erste in deinem Kreise sein, auch der erste bei der Tat: laß dir die Wahrheit sagen von dem Geringsten, und du wirst als ein mutiger Mann gelten und als ein gesegneter Mann deinen Weg gehen. Gott gibt dem Demütigen Gnade.

(Kellnerfreund.)



Was uns Schwestern aus Nyassa erzählen.

Zugleich ein Dank an unsere Nähvereine.

Aus Dankbriefen einiger Schwestern im Nyassagebiet für Sendungen der durch die Herrnhuter Zentrale ihnen zugegangenen Kleidungsstücke, die in unseren Missions-Nähvereinen da und dort gearbeitet worden waren.

I. Ursprünglicher Ausdruck von Freude und Dank.

Aus dem Dankbrief von Schw. F. Tiekzen, Rutenganio:

„Um zu zeigen, wie sich unsere Armen in der Gemeinde freuen, wenn sie ein Stück Zeug erhalten, folgendes kleines Erlebnis: Eines Tages kommt ein Mütterchen mit ihrem Kinde zu mir; ich frage sie, was sie wolle. Langes Schweigen! Statt dessen huscht ein Lächeln über ihre mageren Wangen, doch in ihren Augen, die abwechselnd auf mich und auf das neben ihr sitzende Kind gerichtet sind, lese ich die Bitte: Ach, gib mir ein Stück Zeug als Kleidchen für mein Kind. Ich sage ihr: „Geh in den Laden, da gibt es viel.“ Ach ja, das weiß sie, aber dort muß sie es kaufen. Durch ihre Bitte lasse ich mich bewegen und gebe ihr einen kleinen

Rest. Da hättet Ihr die Freude sehen sollen! Sofort kam sie auf mich zu, drückte mir die Hand, fiel mir um den Hals, legte sich auf die Erde und klatschte mit ihren Händen auf ihre Beine; sie wußte selbst nicht, wie sie ihre Freude so recht zum Ausdruck bringen sollte, und wenn sie mich jetzt sieht, kommt sie immer wieder zu mir und drückt mir die Hände. So dankbar sind unsere Leute auch für die geringste Gabe.“

II. Willkommene Sendung zum Taufstag. — Uberglauben. — Schlangenplage.

Aus dem Dankbrief der Schw. Marie Kruppa in Neu-Neya:

„Als ich eben in großer Sorge war, ob ich mit meinen Taufhemden bis zum festgesetzten Taufstag — dem 2. Pfingsttag — rechtzeitig fertig werden könnte,

da bekam ich neun Stück von Euren im Nähverein angefertigten Hemden zugeschickt. War das eine Freude! Nun war ich auf einmal aller Sorge enthoben und konnte mit Ruhe dem frohen Fest

helfen. Für Taufhemden werden wir Euch immer am aller dankbarsten sein, denn die sind das Kleidungsstück, was alle Christen haben müssen und für das wir Missionsfrauen sorgen sollen. —



Hinten: Br. H. Bauer, Sörensen, Böhme.

Mitte: Br. Jansa, Fr. Bachmann, sitzend Gemuseus, Hollan, Tichen, Koch, Kreischmer, E. Bachmann, Kruppa, Schw. Meyer, Br. Zidmantel, Fr. Th. Meyer.

Vorn: Schwestern Hollan, Gemuseus, E. Bachmann, Aug. Schmidt.

Die zur Allg. Missionskonferenz des Nyassagebiets versammelten Missionare und einige Schwestern (Oktober 1913).

entgegen sehen. Nehmt meinen und unserer Leute herzlichsten Dank für die wunderschönen Hemden, mit denen Ihr uns solche große Freude gemacht habt. Es ist sehr lieb von Euch lieben Schwestern in der Heimat, daß Ihr uns Schwestern hier draußen so fleißig bei der Arbeit

Ihr wundert Euch gewiß darüber, daß auf unserer Station, die wir 1911 anlegen durften, schon nach zwei Jahren eine Tauffeier stattfinden konnte. Es sind natürlich auch nicht hiesige Leute, die die Taufe empfangen, sondern unsere lieben Mt-Neya-Freunde, die mit hier-

herzogen. Die Täuflinge, im ganzen fünfzehn, waren zwei ältere Ehepaare mit Kindern, ein junges Paar, drei Jünglinge von 17 bis 20 Jahren u. s. f. Zwei weitere mußten noch zurückgestellt werden.

Bei der Besprechung mit den Christen über die Täuflinge vor der Taufe wurden wir wieder recht gewahr, wie der

Uberglaube

auch in unseren lieben alten Christen noch fest wurzelt. Die guten Leute warnten nämlich meinen Mann davor, das eine Ehepaar zu taufen, weil es den Feldzauber angewandt hätte. Als mein Mann das Ehepaar zu sich rief und ihnen in Liebe den Rat erteilte, doch mit der Taufe zu warten, wenn sie sich noch nicht ganz von ihren alten Göttern losmachen könnten, da waren die beiden sehr traurig und fragten, wie mein Mann dazu käme, so etwas von ihnen zu denken, ob er vielleicht etwas Schlimmes von ihnen gehört hätte. Sie sagten auch, sie hätten das Alte lange abgetan. Nun berief mein Mann die ganze Christengemeinde und fragte jeden Einzelnen, auch die Frauen, welchen Zauber sie bei jenem Ehepaar entdeckt hätten. Niemand wußte etwas zu sagen. Jetzt wollte mein Mann wissen, wie sie zu der Beschuldigung gekommen wären. Da hieß es: Sieh Dir doch das Maisfeld der Leute an, dann glaubst Du es auch, daß sie den Zauber angewandt haben, denn ihr Feld steht so schön da, während unsere so ärmlich tragen.

Eine Freude war es für uns, daß sich gleich nach der Taufe zwei hiesige ältere verheiratete Männer mit ihren Frauen zu Taufe meldeten; natürlich müssen sie nun erst den Unterricht für „Neue Leute“ besuchen und dann den Taufunterricht. Wie freut man sich

doch über einen solchen kleinen sichtbaren Erfolg der Arbeit, das stärkt den Mut und gibt neue Kraft zum Dienst. Unsere Saswa finden jetzt schon leichter den Weg zur Missionsstation, sie kommen nicht nur zur Arbeit, sondern besuchen auch die Kirche. Wir hätten unser Kirchlein etwas größer bauen dürfen, denn besonders auf der Männerseite reicht der Platz oft nicht aus.

Schlangenplage.

Auch mit allerlei Nöten kommen die Leute zu uns und wir freuen uns, wenn wir helfen können. Am Himmelfahrtsmorgen $1\frac{1}{2}$ Uhr kam ein Mann angelaufen und sagte, daß in dem etwa zwei Stunden entfernten Dorf des Manzi ein Mann von einer Schlange gebissen worden sei. Natürlich machte ich sofort die Arznei zurecht, während mein Mann noch schnell eine Tasse Kaffee trant und sich dann sofort auf den Weg zu dem Kranken begab. Zum Glück hatten die Leute dort das gebissene Bein gleich unterbunden, sodaß das Schlangengift nicht weiter in den Körper dringen konnte, darum brachte die Hilfe, trotzdem sie so spät kam, doch noch Rettung. Die Predigt wurde dann auf den Nachmittag verlegt, weil mein Mann erst zu Mittag zurückkehrte.

Vor einigen Tagen wurde auch einer unserer Arbeiter beim Bauholzziehen von einer Schlange gebissen; auch da half eine Salmiak einspritzung mit einer tüchtigen Gabe Kognak. Der Mann arbeitet nun schon wieder fleißig, trotzdem ihn die Wunde noch etwas schmerzt. Aus letzterem Grund kam er gestern und hat wieder um Arznei, er meinte aber Kognak, der habe ihm so gut getan. Natürlich hütete ich mich, ihn zu geben,

sondern machte ihm einen kühlenden Umschlag auf die kleine Wunde, was ihn auch recht befriedigte.

Es ist sehr schlimm, daß es hier so viele und giftige Schlangen gibt; in unserem heißen und steinigten Lande fühlen sie sich gar zu wohl, und es fehlt ihnen nicht an günstigen Brutstätten. Erst kürzlich gruben wir eine solche in

Leute sie töten konnten. — Auch allershand anderes Raubzeug, wie Löwen, Leoparden, Hyänen fehlt nicht.“

III. Kleider dort und hier. — Mehrfacher Umzug. — Dorfbesuche. — Eine Christin.

Aus dem Dankbrief von Schw. E. Bachmann in Kungwe:



Hütte eines Ronde-Negers im Nyassalande.

unserem Hofe aus, nachdem wir in kurzer Zeit fünf Schlangen totgeschlagen hatten. Neulich sah unser kleiner Walter mit seinem Spielgefährten eine große schwarze Schlange in unserer Ablaufgrube, die Kinder schrieken aber vor Angst so laut, daß es auch der Schlange bange wurde und sie das Weite suchte, ehe die

„Ihre letzte reiche Sendung brachte mir eine Anzahl wunderschöner Taufhemden, mehrere Tücher, Kleider und Gürtel. Wieviel Zeit und Geduld haben Sie doch geopfert, um uns hier draußen zu erfreuen; innigen Dank Ihnen allen für Ihre große Liebesgabe. Mir persönlich waren die Taufhemden eine rechte

Hilfe; ich hatte damals an zwanzig solcher Taufhemden zu nähen und fragte mich, ob ich sie zum festgesetzten Tag fertig haben würde. Mein früherer Schneider, der verhältnismäßig gut nähen konnte, war müde geworden. Nun mußte ich mit einem neuen beginnen. Daß das nicht ganz einfach ist, werden Sie sich wohl denken können. Mit großer Freude begrüßte ich deshalb die Hemden.

begehrt worden. Bei den Gürteln greifen die Eingeborenen immer erst nach denen, die einen besonders schönen Knopf oder Schnalle haben.

Nun einiges von unserer Arbeit:

Wir sind (Mai 1913) knapp fünf Jahre im Lande, waren davon $1\frac{3}{4}$ Jahr in Ifoko, $\frac{1}{2}$ Jahr in Kutenganio, $1\frac{1}{2}$ Jahr in Muaja, davon reichlich fünf Monate wegen Krankheit in Kyimbila und sind



Die Wohnungen der Safwa (in Alt-Neya, ähnlich in Neu-Neya).

Auch die Taufbewerber waren sehr beglückt über die schönen weißen Hemden; die hiesigen werden nur aus ausgebleichten Stoffen gefertigt, darum ist ein starkes Begehren nach den Hemden aus der Heimat. Wenn Sie die Taufhemden für die Männer noch etwas länger fertigen können, so würde ein großer Wunsch unserer männlichen Taufbewerber erfüllt; sie bitten immer, bis an die Knöchel möchten die Hemden reichen, obenherum paßten die Männerhemden sehr gut. Die Tücher und sonstigen Kleidungsstücke sind auch sehr

jetzt gerade ein Jahr in Kungwe. Jede Verletzung brachte einen schwierigen Umzug und immer ein Losreißen von liebgewordener Arbeit und Einleben in neue Verhältnisse; man reist hier nicht so angenehm wie in der Heimat; man wird entweder mit der Hängematte oder auf dem Esel befördert; beide Beförderungs mittel können angenehm oder auch das Gegenteil davon sein. Ich habe alles ausgekostet und bin auf einer Reise in der Regenzeit mit der Hängematte zehnmal ziemlich unsanft auf die Erde gesetzt worden; ein andermal von

einem galoppierenden Esel des zu großen Sattels wegen abgeworfen worden, so daß ich jetzt noch nicht wieder Lust habe, einen zu besteigen. Doch können die Reisen hier auch eine Erholung sein, besonders wenn die kleinen Kinder nicht durch Unruhe und Geschrei zu sehr aufhalten und die Aufmerksamkeit zu sehr in Anspruch nehmen, die kleineren freuen sich immer wieder, wenn es in die Hängematte geht.

Auch hier in Rungwe galt es sich erst einzuleben und Land und Leute kennen zu lernen; die vielen neuen Namen der Gemeinglieder wollen gar nicht so schnell in den Kopf. Durch Dorfbesuche, die den Kindern immer ein Vergnügen sind, komme ich mit den Leuten in Verbindung; so redselig die Frauen untereinander sind, so still und schüchtern sind sie oft, wenn ich komme, sie gehen schwer aus sich heraus, wollen meist gefragt werden und stellen selten selbst Fragen. Die alten einsamen Frauen freuen sich immer sehr über einen Besuch und mehr noch, wenn man sie mit einer kleinen Gabe Salz beglückt. Sie erzählen auch, wie es ihnen ums Herz ist, und es tut ihnen gut, wenn sie merken, daß man Anteil nimmt an dem, was sie bewegt.

Ein schwaches Mütterchen, eine Christin, erzählte mir einst etwas von ihrem Lebensweg: Vor Jahren, ehe unsere Missionare hierher kamen, brach der mächtige Häuptling Melele auf einem seiner Rückzüge in ihr Land ein und führte ihren Mann und eine erwachsene Tochter hinweg, nie wieder hat sie von diesen etwas gehört; ihre übrigen fünf Kinder starben, einige im zarten Alter, andere als erwachsen, nun lebt die alte von ihrer zahlreichen Familie

allein übrig Gebliebene bei einer Nichte. Sie klagte nicht über ihr Schicksal, sondern erzählte nur ruhig; ich aber fragte mich, wie ich wohl solche Lebensführung tragen würde. Ich lerne von dem Mütterchen. Sie ist zu Weihnachten mit 33 anderen getauft worden und hatte sich recht nach der Taufe gesehnt.

Bei dieser großen Erwachsenentaufe sollten auch eine Anzahl Kinder getauft werden; da diese aber die Feier oft durch Unruhe stören und die Handlung durch die vielen Erwachsenen ohnehin viel Zeit in Anspruch nimmt, wurden die Kinder im Februar allein getauft. Zu Pfingsten sollte wieder eine Erwachsenentaufe sein, sie mußte aber verschoben werden. Taufen sind immer Freudenfeste, für die Gemeinde wie für uns, wenn sie auch immer etwas Bangen und die Sorge hervorrufen, ob die jungen Christen treu bleiben werden. Doch dem Herrn können wir zutrauen, daß er über die Seelen wacht.“

IV. Eine Christin im Nyassalande, fröhlich mit den Fröhlichen.

Aus einem Dankbrief von Schw. E. Ahlmann in Mbozi:

„Herzlichen Dank für die Sachen, die Ihr uns wieder geschickt habt, ich mache unseren Leuten damit eine große Freude. Diesmal möchte ich Euch aus der Witwenschar, die ich hier habe, eine herausgreifen und etwas von ihr erzählen:

Die Trommel, die den Schluß der Tagesarbeit verkündet, hat geschlagen; Männer, Frauen und Kinder eilen ins Dorf. Da sehe ich vom Fenster aus ein lustiges Bild: Eine Frau tanzt mit graziösen Bewegungen hin und her und jodelt laut dazu, das schon recht schmutzig aussehende Tuch (warum auch so viel

waschen, das Tuch geht dabei entzwei und Geld, ein neues zu kaufen, ist nicht vorhanden), ihre einzige Bekleidung, macht die Taktbewegung mit. Ich mußte lachen, als ich in ihr Nisitwe erkenne, ein altes Mütterchen. Wie ein junges Füllen eilt sie ihrer Hütte zu.

Als ich gegen Abend durchs Dorf gehe, sitzt sie still in sich versunken vor ihrer Hütte und macht ein Binsentörbchen. Ich begrüße sie. Schüchtern hebt sie den alten Kopf, der über und über mit Lösschen bedeckt ist, klatscht in die Hände, senkt den Kopf wieder tief und erwidert meinen Gruß nach landesüblicher Sitte. Ihr dürft Euch aber keinen europäischen Lockenkopf vorstellen, er erinnert vielmehr an die Käzchensträucher im Frühling zu Haus und an einen Urwald mit undurchdringlichen Schlinggewächsen.

Ganz anders sieht Nisitwe freilich in ihrem Sonntagschmuck aus: außer mit dem weißen Hemd und dem weißen Kopftuch, das alle Frauen in der Kirche tragen, schmückt sie sich mit einem besonderen Ohrschmuck, der sie vor allen auszeichnet; es sind ausgehöhlte, zwanzig Zentimeter lange Holzklößchen in Hornform, in die man bequem ein Fünfstück stecken könnte, das hat sie mit blauen und weißen Perlenreihen geschmackvoll besetzt. Am Sonntag schiebt sie diesen schönen Schmuck durch die ausgeweiteten Ohrläppchen. Mit geschlossenen Augen sitzt sie in der Kirche, als schlief sie, aber sie ist wohl eine der andächtigsten Zuhörerinnen, und wenn sie am Abend bei der Wiederholung der Predigt gefragt wird, weiß sie in ihrer originellen Art mit lauter Stimme meist alles gut wiederzugeben.

Einen unauslöschlichen Eindruck hat sie mir am Geburtstag unserer Kinder gemacht. Wir ließen die eingeborenen Kinder auf unseren Hof kommen, um Spiele zu machen; sie tanzten in verschiedenen Abteilungen, sangen und klatschten dazu. Da mischte sich Nisitwe als Vortänzerin unter die kleine Schar; die Kinder schließen einen Kreis um sie, in der Mitte steht die Alte mit einem geliebten Kind auf dem Rücken, nur das Köpfchen guckt heraus, alles übrige verschwindet in einem großen Fell. Etwa sechzig Augen starren auf die Bewegungen ihres Körpers, sie schiebt den rechten Fuß vor, dann den linken, und mit ihm macht der ganze Körper und vor allen Dingen die Arme die kuriosesten und gelenkigsten Bewegungen. Auch das kleine Köpfchen auf dem Rücken der Alten wiegt sich hin und her und schlummert endlich darüber ein. Alles bewegt sich im Rhythmus des Gesanges; denn der Tanz ist nur die Hälfte des Spieles, die andere Hälfte ist der Gesang. Hat die Vortänzerin ihre Strophe beendet, so setzt der Chor ein; das, was vorher zwei Beine taten, tun jetzt sechzig, und was ein Mund sang, singen jetzt dreißig; zwischen dem Chor hindurch hört man deutlich die Stimme der Leiterin.

Nisitwe ist immer fröhlich mit den Fröhlichen, aber sie fühlt auch mit Trauernden den Schmerz. Wir mußten vor kurzem eine Witwe begraben, die der Tod binnen wenigen Tagen hinweggerafft hatte. Da stand Nisitwe am Grabe, und die Tränen liefen die runzlischen Wangen hinab.



Wie der Moskito-Indianer seinen Lebens- unterhalt gewinnt.

Von Br. H. Schubert, 3. St. in Niesky O.-L.

(Schluß.)

IV. Handwerker.

Die Indianer sind geborene Zimmerleute und als solche vermieten sie sich auch. Aber auch im Handwerk halten sie immer nur einige Zeit ohne Unter-

Erstens geht es gegen die Natur des Indianers, immer ein und dieselbe Beschäftigung auszuüben, ferner aber ist es auch vorteilhafter für ihn, sich mit seiner Familie von dem Ertrag seiner Pflanzung



Vorarbeit zum Kirchbau in Kutallaya (Missionar Weinstein).

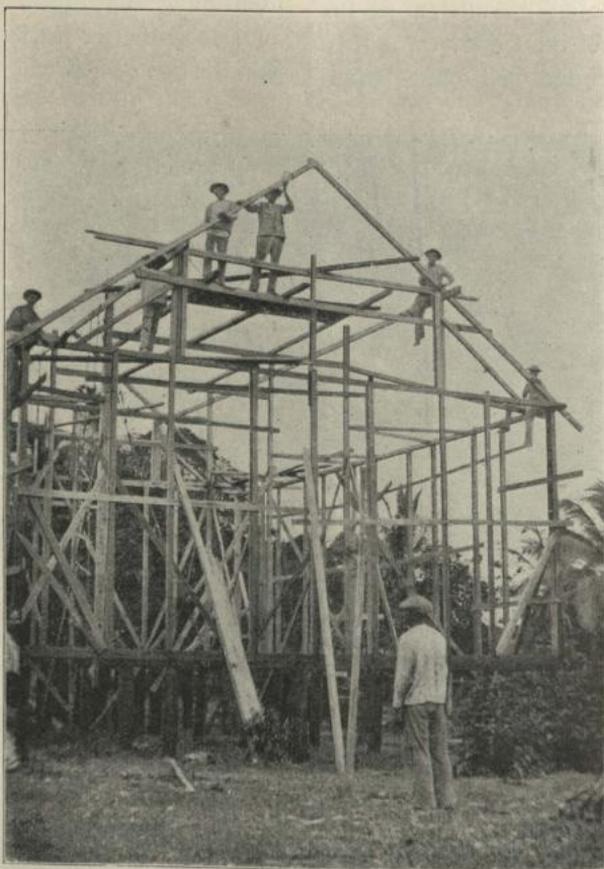
brechung aus. Man will uns Missionaren gelegentlich einen Vorwurf daraus machen, daß man sagt, wir beeinflussen die Leute nicht genug, daß sie ständig auf ihrem Handwerk arbeiten; wir erzögen sie überhaupt nicht genug zu Handwerkern. Das ist aber nicht möglich.

zu nähren. Würde er immer als Handwerker arbeiten, so müßte er sich und seine Leute von gekauften Nahrungsmitteln erhalten, und dazu langt sein Lohn nicht. So zieht er es vor, seine Pflanzung zu bestellen und, wenn er so für die Seinen gesorgt hat, auf Arbeit

für Andere zu gehen. Während seiner Abwesenheit besorgen Frau und Kinder die Pflanzung.

Ein Beispiel dafür, daß das unruhige Blut des Indianers nach Abwechslung in der Beschäftigung verlangt: Früher

eine Zeit lang muß der Mann dem Drange nachgeben, wieder das Leben des freien Indianers zu führen, der seine Pflanzung besorgt, zwischenein auf die Jagd geht oder dem Fischfang obliegt, dann wieder sich nach seinem Vieh



Kirchbau in Aukallaya.

gab es an unserer Küste keine Gelegenheit, Schuhe ausbessern zu lassen. Ein Missionar brachte einem Indianer das Besohlen von Schuhen bei. Dieser konnte damit ein gut Stück Geld verdienen. Eines Tages aber legte er den Hammer hin und erklärte, er würde sterben, wenn er immer diese Arbeit tun müsse. Für

umsieht oder an seinem Boot oder Haus herumzimmert. Auch als Schneider für die ganze Familie versucht er sich, denn in manchen Fällen versteht die Frau nicht viel vom Nähen und überläßt daher dies Geschäft dem Mann. Bei solch abwechslungsreichem Leben fühlt der Mann sich glücklich. Dazu

kommt das wohlthuende Gefühl, für sich selbst zu arbeiten und nicht den Anweisungen anderer folgen zu müssen — denn ein unbändiges Freiheitsgefühl ist dem Indianer eigen. Sein Stolz ist, von freien Vorfahren abzustammen, die, im Gegensatz zu den Negeren, nie Sklaven waren.

V. Schildkrötenfang.

Nun bleibt noch eine Art des Erwerbes zu erwähnen, die allerdings von

welchen die ziehenden Schildkröten sich verfangen. Täglich einmal fahren die Indianer in ihren Kanus hinaus, um die Netze nachzusehen und die Beute an Land zu bringen. Immer zwei Mann fahren in einem Boot. Sie lösen die gefangenen Tiere aus den Netzen, bringen oft mit Mühe die siebzig bis hundert Pfund schweren Tiere ins Boot, durchstechen die vorderen Ruderfüße und ziehen eine Schnur hindurch, deren Enden



Schildkrötenfang der Indianer an der Moskitoküste Nicaraguas.

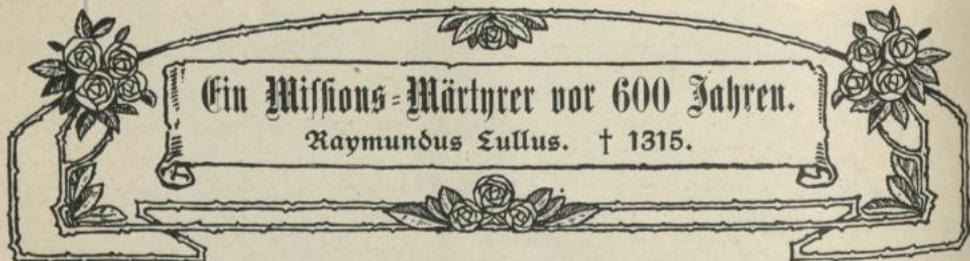
lokaler Bedeutung ist. Es ist der Schildkrötenfang, dem die Bewohner des Dorfes Tasbapauni während der Trockenzeit, d. h. von Mitte Februar bis Ende Mai, obliegen. Wenige Seemeilen östlich von Tasbapauni sind im Meere Untiefen, auf denen ein Seegrass wächst, welches das Hauptnahrungsmittel der Riesenschildkröten ist. In der Trockenzeit ist das Meer in der Regel ruhig. Da legen die Leute dann etwa 12 bis 20 m lange, sehr weitmaschige Netze aus, in

zusammengebunden werden, so daß die Tiere nicht mehr schlagen und Boot und Menschen gefährden können. „Zwei Tiere in einer Nacht“ ist eine gute Beute. Diese können sie sofort verkaufen, denn in der Fangzeit kaufen Händler die Tiere zum Versand an andere Orte auf. Der Preis ist 16 bis 20 Mark pro Tier. Freilich kommen gar manchmal die Boote leer zurück. Der Fang mit Netzen hat den Fang mit der Harpune fast verdrängt.

Auch nach den Vereinigten Staaten werden viele Schildkröten versandt. Glücklicherweise hat die Regierung der Staaten verboten, daß die Tiere auf dem Rücken liegend auf den Schiffen transportiert werden, auch dürfen ihnen die Finnen nicht durchstochen werden, sondern jedes Tier muß in ein Netz eingehüllt in natürlicher Lage, d. h. auf dem Bauche liegend, transportiert werden.

Große Schiffe transportieren sie in mit Seewasser gefüllten Tanks.

Der Leser wird aus dieser Schilderung den Eindruck gewonnen haben, daß auch der Indianer arbeiten muß, um sein täglich Brot und was sonst zum Leben gehört, zu erwerben, und daß es eine Täuschung ist, wenn man glaubt, daß der Bewohner der Tropen eines völlig mühelosen Daseins sich erfreut.



Am 6. Juli feierten wir die Erinnerung an das Sterben des Johann Hus. Wenige Tage zuvor, am 30. Juni, gedachten wir des 600-jährigen Todestags eines Missionsmärtyrers, Raymundus Lullus, dessen Leben und Arbeit in dieser Zeit von besonderem Interesse ist, da die christlichen Völker Inner-Europas in Kampfgenossenschaft mit der Türkei stehen und daher die Mohammedanermision in den Vordergrund des Interesses gerückt ist. Lullus nämlich war ein begeisterter Mohammedaner-Missionar, „dessen Methode manche Berührungspunkte mit den neuzeitlichen Missionsbestrebungen in der Welt des Islam aufweist.“

Geboren wurde er 1234 in Palma, auf der Insel Majorka, die zu Spanien gehört. Sein Vater entstammte einer vornehmen Familie in Barcelona. Da er große Ländereien besaß, war der Sohn von Jugend auf an allen Luxus ge-

wöhnt. Früh schon heiratete er, und da er die Freuden des Hoflebens liebte, ging er mit seiner jungen Frau nach Spanien, wo er am Hofe Jakobs II. in die Stellung eines ersten Hofbeamten aufrückte. Hier verbrachte er sein Leben in weltlichen Vergnügungen.

Da geschah es, daß er (1266) eines Nachts bei Abfassung eines Gedichtes das Bild des Sekreuzigten vor sich sah. Das ließ ihn nicht los. Er beschloß, sein Leben dem Dienst Christi und der Verkündigung des Evangeliums unter Mohammedanern zu weihen. Eine Predigt über den heiligen Franziskus brachte den Entschluß zur Reise. Lullus verkaufte seine Güter und behielt nur, was zum Lebensunterhalt nötig war. Seine erste Arbeit war die Aufstellung eines Systems, durch das er Glaubenswahrheiten in mathematischer Form beweisen zu können meinte. Daneben lernte er von einem Sklaven das Arabische.

Vor allem gelang es ihm, König Jakob zu bewegen, in Majorca ein Kloster zu gründen, in dem Franziskaner zu Mohammedaner-Missionaren herangebildet werden sollten. 1276 ward es eröffnet, und 13 (oder 36) Mönche begannen dort die Methode des Eullus zu studieren. Eine gewöhnliche Theologenschule war es nicht. Sein Ideal einer Ausbildung für das Missionsfeld ging über das Lehrziel manches späteren Missionsseminars hinaus. Sein Lehrplan umfaßte auch die Sprachen der Sarazenen und die Missionsgeographie. Er schrieb: „Die Kenntnis der verschiedenen Teile der Welt ist für die Bekehrung der Ungläubigen unerlässlich, damit sie ihnen und dem Antichrist Widerstand leisten können. Wer in der Geographie nicht bewandert ist, der weiß nicht, wohin er geht und wohin er fährt. Die Religionen und die Heimatländer aller Völker zu kennen, ist durchaus nötig.“ Das Wort erinnert an Eivingstones Ausspruch: „Zweck und Ende der geographischen Entdeckungen ist der Beginn der Missionsarbeit.“

Eullus hielt sich jahrelang in Rom, Süd-Frankreich und Paris auf, um Vorlesungen über seine Kunst zu halten und christliche Fürsten zur Errichtung von Anstalten für die Erlernung des Arabischen und Hebräischen zu bestimmen. Daraufhin wurde 1311 auf dem Konzil zu Vienne der Beschluß gefaßt, Lehrstühle der orientalischen Sprachen an den Universitäten Paris, Salamanca und Oxford, sowie in den Städten, in denen der päpstliche Hof seinen Sitz hatte, zu errichten.

Dazwischen war Eullus zweimal in Afrika, 1292 in Tunis und 1306 in Bugia, einem mohammedanischen Herr-

schersitz im heutigen Algier. Er wollte mohammedanischen Gelehrten nach seiner Methode die Menschwerdung des Sohnes Gottes und die Dreieinigkeit beweisen und ein Religionsparlament zusammenbringen, um da von der christlichen Gottesoffenbarung vor dem Islam zu reden. In Tunis angekommen, lud er zuerst die Koranglehrten zu einer Besprechung ein, wie es auch Ziegenbalg später mit den Brahmanen in Indien gemacht hat. Er erklärte, beide Religionen gründlich studiert zu haben; falls er die Beweise, die für das Christentum einerseits und für den Islam andererseits sprechen, nicht richtig einander gegenüber stellte, wolle er sogar zum Islam übertreten. Die Häupter der Mohammedaner erschienen in großer Zahl. Man verhandelte von beiden Seiten, und Eullus stellte schließlich folgende Sätze auf: Jeder muß die Religion als die wahre erkennen, die dem höchsten Wesen die größte Vollkommenheit zuschreibt und die seine Eigenschaften in harmonischem Gleichgewicht zeigt. Nun sei es ein Mangel der Islam-Religion, daß sie nur zwei tätige Eigenschaften in der Gottheit anerkenne, seinen Willen und seine Weisheit, während sie seine Liebe, seine Güte und Größe unwirksam liegen lasse. Dem christlichen Glauben könne ein solcher Mangel nicht vorgeworfen werden. Seine Lehre von der Dreieinigkeit vermittele den höchsten Begriff von der Gottheit und in der Fleischwerdung des Sohnes zeige sich die Harmonie, welche zwischen Gottes Güte und Größe besteht, während in der Person Christi sich das wahre Einswerden des Schöpfers mit dem Geschöpf darstelle, und in seinem Leiden, das er aus Liebe zu den Menschen erduldet, die göttliche Harmonie zwischen

seiner unendlichen Liebe und seiner großen Herablassung. Also bewegte sich Lullus in evangelischen Bahnen, wie denn auch merkwürdigerweise in seinen Schriften die Bedeutung des Kreuzes hervortritt.

Der Sultan ließ ihn in den Kerker werfen und hätte ihn getötet, wenn nicht Fürsprache sein Leben gerettet hätte, denn der sittliche Mut des Lullus hatte Eindruck gemacht. Er wurde auf das Schiff, das ihn von Genua gebracht hatte, zurückgeführt und mit Steinigung bedroht, wenn er wiederkäme. Durch List entwich er aus dem Schiff und hat noch eine Zeitlang in der Stille in der Hafensstadt Goletta für die Wahrheit gezeugt, bis er nach Italien zurückkehrte.

Im Jahre 1306 kam Lullus wieder nach Afrika und hat in Bugia gearbeitet, wo er auch später den Märtyrertod erleiden sollte. Diese alte Hafensstadt, das Salda der Römer, war schon von Karthagern gegründet und im zehnten Jahrhundert Haupthandelsstadt Nord-Afrikas. Im zwölften und dreizehnten Jahrhundert hatten hier viele italienische Kaufleute ihre Warenlager; heute hat die Stadt nur geringe Bedeutung und Bevölkerung. Lullus predigte auf einem öffentlichen Platz und rief eine große Bewegung hervor. Es wäre ihm Gewalt angetan worden, wenn nicht das Haupt der mohammedanischen Geistlichkeit ihn gerettet hätte. Bald jedoch wurde er wieder in den Kerker geworfen. Alle Verlockungen, seinen Glauben zu verleugnen, verfehlten ihres Erfolgs. „Ihr bietet mir“, sagte er, „einen ärmlichen Kaufpreis; alle Güter sind gegen die ewige Herrlichkeit nichts.“ Er setzte noch eine Glaubensverteidigung schriftlich

auf. Schließlich wurde er auf ein Schiff gebracht. Das geriet bei einem Sturm auf den Strand der italienischen Küste, doch wurde Lullus gerettet. Er hielt sich in Neapel und Paris auf.

Ganz unbeeinflusst von seiner Zeit ist er nicht geblieben. Das Verlangen nach der Märtyrerkrone, das sich besonders im Orden der Franziskaner geltend machte, mit dem er in loser Verbindung stand, trieb ihn 1314 noch einmal nach Bugia, wo er auch die gläubig Gewordenen stärken wollte. Er hatte erkannt, daß die eigentliche Kraft des Islam nicht in dem zweiten Teil seines kurzen Glaubensbekenntnisses zu suchen sei, sondern im ersten. Das ganze religiöse Denken der Mohammedaner wurzelt in dem falschen Gedanken des absoluten Monismus in der Gottheit. Lullus verschwendete keine Beweisgründe, um Mohammeds Sendung als nichtig hinzustellen, sondern er suchte zu beweisen, daß seine Gottesbegriffe mangelhaft und unwahr seien. Er folgerte: „Wenn die Mohammedaner lehren, daß Gott die Menschheit liebt, weil er sie erschuf und mit edlen Fähigkeiten ausgestattet und mit Segen überschüttete, so lehren wir Christen daselbe, aber wir glauben weiter, daß Gott die Menschen also geliebt hat, daß er für sie Mensch wurde und starb. Hierin offenbart die Religion der Christen eine über jede andere Liebe erhabene Liebe, und deshalb ist sie höher als die Religion der Juden und Sarazenen.“

Über zehn Monate wirkte der greise Missionar noch in der Verborgenheit. Dann begab er sich, der Abgeschlossenheit müde, wieder auf den Marktplatz und stellte sich öffentlich dem Volk als denselben vor, den sie einst aus der Stadt

ausgestoßen hatten. Er verkündigte ihnen den göttlichen Zorn, wenn sie weiter im Irrtum verharrten und beschwor sie in Liebe, sich zu bekehren. Diese Kühnheit

erfüllte das Volk mit fanatischer Wut. Man schleppte Lullus zur Stadt hinaus und steinigte ihn, am 30. Juni 1315.

Neuere Mitteilungen aus unseren Missionsgebieten.

Aus **Südafrika** erhielten wir am 7. und 13. September wieder einmal briefliche Nachricht. Br. E. van Calker schreibt: „Silo, den 28. Juli. In den letzten Monaten ist unsere Missionsarbeit ungehindert fortgegangen. Mitte Mai erhielten wir Deutschen alle den Befehl, uns für die Reise nach Pietermaritzburg fertig zu machen. Durch die Einsicht und das Wohlwollen der Magistrate in Queenstown, Cathcart, Amtata ist uns aber allen gestattet worden, auf unseren Posten zu bleiben. Wegen der noch immer internierten Brüder F. Müller und C. Schmitt habe ich an unsere Londoner Missionsbehörde die Bitte gerichtet, durch Vermittelung der britischen Regierung eine Befreiung dieser Brüder zu erwirken. Vorstellungen sind in London versucht worden. Welchen Erfolg sie haben werden, muß abgewartet werden.“

Br. van Calker meldet noch, daß es nun auch auf den letzten zwei Missionsstationen im Kaffernlande (Tabase und Baziya), auf denen das Missionslandgesetz noch nicht zur Geltung gelangt war, zu dessen Einführung gekommen ist. So gibt es nun keine sog. Grantstationen mehr in Südafrika-Ost. Auf diesen Ansiedelungen war das gesammte Land, auf dem das Stationsdorf angelegt worden war, von der Regierung der Mission zum Besten der Ein-

geborenen überlassen worden. Der Missionar hatte daher neben der geistlichen Bedienung der Leute auch die kommunale Verwaltung des Ortes in der Hand. Das nahm ihm viel Zeit und brachte viel Verdruß mit sich — wie sich noch immer in Gnadental im westlichen Südafrika zeigt. Unsere Brüder sind daher herzlich froh, von dieser Last befreit zu sein. Jetzt hat die Mission nur noch soviel Grundbesitz auf den Stationen, als sie für Kirche, Schule, Missionshaus, Feld und Garten braucht; und jedem Ortseinwohner ist ein Stück Land als festes Eigentum zugeteilt. So sind alle Teile befriedigt. — Wer Näheres über die Grantstationen wissen will, lese Br. van Calkers Schrift darüber, die als Nr. 5 der „Hefte zur Missionskunde“ in Herrnhut erschienen ist.

Aus **Deutsch-Ostafrika** fand wieder ein Brief von Br. A. Seibt, unserem Präses in Sikonge in Anyamwesi, seinen Weg über Stockholm nach Herrnhut. Gott sei Dank kann er Gutes melden. Die Geschwister befanden sich wohl.

Br. Arthur Richter, Missionar aus **Nord-Queensland**, zuletzt Reisprediger in Süddeutschland, steht zur Zeit im Dienst des Vaterlands hinter der Front; er bewacht nämlich kriegsgefangene Russen, die in Groß-Hennersdorf unweit Herrnhut bei landwirtschaftlichen Arbeiten beschäftigt sind.

Für die evangelischen Insassen des im Gebäude der ehemaligen Knabenanstalt in Gnadenfrei (Schlesien) eingerichteten Offiziersgefangenenheims ist die Fürsorge für Gottesdienste und Seelsorge unserem Prediger in Gnadenfrei übertragen worden.

Noch einmal laden wir ein zur **Missionswoche in Herrnhut**, die vom 11. bis 15. Oktober gehalten wird.

Die **Missionsmehrausgabe der Brüdermission** beträgt immer noch 157 000 Mk.



Vom Büchertisch.

Die Missionsbuchhandlung in Herrnhut läßt folgende empfehlenswerte Neuerscheinungen ausgehen:

Tante Anna. Ein Lebensbild aus der südafrikanischen Mission der Brüdergemeinde von P. Hennig. 34 S., 40 Pf. Mit 14 Abbildungen von Gnadental und Umgegend. Eine lebensvolle, äußerst lesenswerte Skizze vom interessanten Lebensgang einer Hottentotten-Christin, die, noch als Sklavenkind geboren, eine treue Gehilfin der Missionare in Gnadental wurde und in festem, fröhlichem Glauben an ihren Heiland von hinnen schied. Der Verfasser schöpft aus dem Schatz seiner eigensten Erlebnisse, war er doch selbst früher in Gnadental tätig. Er zeichnet auch den Rahmen zu diesem Einzelbilde durch Schilderung der ganzen Umwelt, in der Anna Normann groß ward und wirkte. Die Leser der „Evangel. Missionen“ von Prof. Richter kennen das Lebensbild.

Schulter an Schulter. Grüße ins Feld von H. Bauer u. a. 7. Heft: „Arm des Herrn“, Gedicht v. K. B. Garve. D. Steinmann: „Der leidende Gerechte“. Dr. W. Goerlich: „Das Vaterland“. Wun-

derling: „Lagerleben“. Dr. Schmidt: „Tagesbericht.“

Dr. W. E. Schmidt: **Ein Vorbild des Leidens.** Predigt zum Gedächtnis des 500jährigen Todestages von Johann Hus, gehalten in Gnadenfrei, 4. Juli 1915. 14 S., 10 Pf. Mit Husbild. Gehaltvoll, trostreich, zeitgemäß.

Der Fall von Duala (der schönen Hafenstadt Kameruns) und ein Vierteljahr in englischer Gefangenschaft in Afrika und England. Nach eigenen Erlebnissen von H. Norden (Missionar Woll). Cassel 1915. Pillardy & Augustin. 46 S., 50 Pf. Hier spricht einer von Tausenden, die Schweres und Schwerstes am eigenen Leibe erfahren. Aus Duala nach England verschleppt, hat er dort in einem Sammelager mit 3000 Zivilgefangenen geschmacht. Was hat er alles erlebt an Härtherzigkeit, Zug, Trug usw.!

Die Kriegsausgabe der **Lösungen** aus der Brüdergemeinde wird auch im 4. Vierteljahr 1915 erscheinen. 15 Pf. das Stück.

Für die Kriegsgefangenen estnischer und lettischer Sprache sind neben Flugblättern jetzt auch Hefte mit Sammlungen geistlicher Lieder herausgegeben worden.